

Jennifer Moos

Queer – und kein Ende in Sicht ...

Elahe Haschemi Yekani/Beatrice Michaelis (Hrsg.): *Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory*, Berlin 2005 (Querverlag, 312 S., 14,90€).

Iain Morland/Annabelle Willox (Hrsg.): *Queer Theory*, Basingstoke 2005 (Palgrave Macmillan, 225 S., 24,50€).

Wenn die Herausgeberinnen von *Quer durch die Geisteswissenschaften* zu Beginn ihres Vorwortes konstatieren, dass die „Diskussionen über das Ende von queer [und] die Zukunft nach queer“ (S. 7) überall entflammen, dann jedoch nur, um mit der Auswahl der in ihrem Band versammelten Aufsätze das Gegenteil zu beweisen: „Queer ist alles andere als überholt und obsolet“ (S. 9). Bei den neunzehn teils in deutscher, teils in englischer Sprache verfassten Beiträgen, handelt es sich weitestgehend um Ersterscheinungen sowohl von etablierten TheoretikerInnen wie Judith Halberstam und Alan Sinfield als auch von motivierten NachwuchswissenschaftlerInnen. Die Aufsätze aus den Bereichen der Literatur-, Kultur-, Film-, Theater- und Sozialwissenschaften werden jeweils durch eine knappe Zusammenfassung eingeleitet und können grob in fünf Gebiete eingeteilt werden: die Schnittstellen von *queer* und *race/ethnicity* sowie *queer* und Feminismus, Körper und Raum, Medien und Metaphorik sowie das Hinterfragen der Rolle(n) von *queeren* Intellektuellen.

Judith Halberstam eröffnet die Aufsatzsammlung mit einer Bestandsaufnahme der multi-disziplinär angelegten *Queer Studies*, die sie charakterisiert als „a promiscuous rogue in a field of focused monogamists“ (S. 25). Die weitgehende ‚Disziplinen-Monogamie‘ könne durch *Queer Studies* aufgebrochen werden, die den Dialog zwischen den Disziplinen (und über sie hinaus) stimulieren und Forschende auf dem Gebiet der *Queer Theory* dazu ermutigen müsse „to use the methodologies that best match their projects rather than finding projects that allow them to use the discipline-appropriate methods“ (S. 26). An dieser Stelle fällt Halberstam zufolge den „queer public intellectuals“ (S. 27) eine entscheidende Rolle zu: Sie sind – nach Halberstam – diejenigen, die die Grenzen zwischen Gesellschaft und Campus, Aktivismus und Theorie sowie Klassenzimmer und Klub ablehnen und damit aufbrechen (ebd.). In Zeiten, in denen es im Feld der *Queer Studies* nur wenige (bezahlte) Arbeitsplätze gebe und sich Arbeitsuchende durch ihre Beschäftigung mit der *Queer*-Thematik regelmäßig durch eben diesen Schwerpunkt für den Arbeitsmarkt *disqualifizierten*, sei es die Aufgabe der etablierten ‚älteren Generation‘, den Markt dahingehend zu verändern, dass „original, daring and ambitious work can be recognized, funded, rewarded and above all, encouraged“ (S. 28). Neben diesem Ziel ist es Halberstam wichtig, einerseits ‚alternative‘ Archive subkultureller Produktion zu formen, zu nutzen und anzuerkennen sowie die Dezentralisierung der *Queer Theory* voranzutreiben, so dass in Zukunft vermehrt auch Stimmen Gehör finden, die nicht aus den USA stammen und sich nicht in englischer Sprache artikulieren. Inwiefern dies umsetzbar sein wird, bleibt sicherlich abzuwarten.

In „Metronormativity and Gay Globalization“ (S. 40-52) spricht sich Karen Tongson gegen einen *queeren* ‚Metropolen-Fetischismus‘ aus, der sich an einem *queeren*, kosmopolitischen Ideal orientiert, das im Endeffekt nur auf einem beruhe: nämlich auf „gay white male tastes, patterns of consumption, economic power and presumptions about what constitutes queer mobility“ (S. 42f). Der Autorin zufolge vereinnahmt dieses Phänomen *queere* Lebensweisen in ländlichen und suburbanen Gegenden und trägt sogar dazu bei diese auszulöschen. Tongson fragt in ihrem Aufsatz danach, wem die Privilegien von „choice“ (S. 43), „safety“ (S. 44) und „sexual mobility“ (S. 45f) zukommen und veranschaulicht, wie sehr diese an ökonomische, ethnische und geschlechtliche Voraussetzungen gebunden sind.

Ausgehend von Judith Butlers Interpretation des Livingston-Films „Paris is Burning“ und der Unsichtbarkeit/Abwesenheit Transsexueller *of colour* bei der Konferenz *Queer Matters* (London 2004) liefert Jinthana Haritaworn in ihrem Beitrag „Queerer als wir? Rassismus, Transphobie, Queer Theory“ (S. 216-237) eine provokante, *queer*-kritische Analyse der Konzepte Transgression, Bescheidenheit und *queerem* Multikulturalismus. Sich gegen einen aus ihrer Sicht „faulen, pessimistischen Anti-Essentialismus“ (S. 234) behauptend, kritisiert Haritaworn, dass *queerer* Multikulturalismus sich jeglicher Positionalität – die er „als reaktionär sieht“ (ebd.) – entziehe, indem er „bewegungsinterne Dominanzverhältnisse außer Acht lasse[] und Unterdrückungsverhältnisse als nicht-intersektionell behand[le]“ (S. 220f). Stattdessen fordert Haritaworn einen „queere[n] Feminismus der Positionalität“ (S. 227), der die „Grenzverletzung, Sexualisierung, Sezierung und Vermännlichung transsexueller Frauen of colour nicht als subversiv feier[t]“ (ebd.). Politik im Namen einer *queeren* Intersektionalität dürfe die unterschiedlichen Positionen Minorisierter nicht länger gegeneinander ausspielen, so die Autorin.

Carsten Junker diskutiert in seinem Aufsatz „The New Metaphors of AIDS: Eroticizing the Virus“ (S. 253-266) das Phänomen des *barebacking* – ein Terminus der ursprünglich für ungeschützten Geschlechtsverkehr zwischen mit HIV infizierten Männern verwendet wurde. In seiner Analyse ist Junker weniger daran interessiert, die steigenden Infektionsraten auf Faktoren wie Unkenntnis der Übertragungsrisiken oder Ablehnung von Verhütungsmitteln zurückzuführen. Stattdessen interpretiert er *bug chasing* und *gift giving* als vorsätzliche Praxen, die den allgemeinen Konsens, dass *safer sex* ‚normal‘ sei, aktiv ablehnen – *bug chasers* sind die Männer, die sich freiwillig mit dem Virus infizieren lassen (oft um Gruppenzugehörigkeit zu erlangen), *gift givers* diejenigen, die das Virus auf andere übertragen. Die Abwehrhaltung gegenüber den Normalisierungs-/Monogamisierungstendenzen des AIDS-Aktivismus der 1980er Jahre drückt sich laut Junker auch in der AIDS-Metaphorik aus: Herrschte in den 80ern noch eine „rhetoric of fear“ (S. 259) vor und wurde AIDS mit Angst, Untergang und Apokalypse assoziiert, so wird das Virus heute gesehen als ein „eroticized gift, desirable to obtain and desirable to pass on“ (S. 257), das Bilder von Schwangerschaft, Wachstum und Zukunft(sfähigkeit) evoziert. Für diesen Wandel kann die pharmazeutische Industrie mitverantwortlich gemacht werden, die HIV-infizierte Schwule als eine wichtige Zielgruppe erkannt hat, und ein glückliches Leben mit HIV als neuen *lifestyle* verkauft. Junker kommt

vor diesem Hintergrund zu dem Schluss, dass *Queer Theory* einer „new ethics of responsibility“ (S. 266) bedarf.

Quer durch die Geisteswissenschaften enthält neben den besprochenen Aufsätzen weitere Beiträge zu *transgenderism*, Schamanismus, Weißsein, *Queer Black Studies*, BDSM-Praktiken, „Star Trek“, Eugenides' Roman *Middlesex*, Marcus Brühls *Hemmingstadt* oder auch Elisabet Weirauchs *Der Skorpion*. Auch der von Iain Morland und Annabelle Willox herausgegebene Reader *Queer Theory* deckt sehr ähnliche Themenbereiche ab. In den dreizehn in englischer Sprache verfassten Aufsätzen wird über Identitätskategorien, die Geschichte der Homosexuellenbewegung und des AIDS-Aktivismus, *Intersex Activism*, Bisexualität, *queere* (sexuelle) Praktiken und Prinzessin Diana als ‚schwule‘ Ikone reflektiert. Eve Kosofsky Sedgwick's „Axiomatic“ (S. 81-95) sowie Judith Butlers „Contagious Word: Paranoia and ‚Homosexuality‘ in the Military“ (S. 142-157) sind dabei wie fast alle Beiträge früheren Werken der AutorInnen entnommen.

Suzanne Danuta Walters setzt in ihrem Eingangsartikel aus dem Jahre 1996 „From Here to Queer: Radical Feminism, Postmodernism, and the Lesbian Menace“ (S. 6-21) die Entstehung von *Queer Theory* in Relation zu Postmoderne und Poststrukturalismus. Dabei geht sie besonders auf die ‚Grenzkämpfe‘ zwischen *Gay and Lesbian Studies* und zwischen Feminismus und *Queer Theory* ein. Ihre zum Schmunzeln einladende Darstellung dieses Verhältnisses liest sich wie folgt:

[O]nce upon a time there was this group of really boring ugly women who never had sex, walked a lot in the woods, read bad poetry about goddesses, wore flannel shirts, and hated men (even their gay brothers). They called themselves lesbians. Then, thankfully, along came these guys named Foucault, Derrida and Lacan dressed in girls' clothes, riding some very large white horses. They told these silly women that they were politically correct, rigid, frigid, sex-hating prudes who just did not GET IT – it was all a game anyway, all about words and images, all about mimicry and imitation, all a cacophony of signs leading back to nowhere. To have a politics around gender was silly, they were told, because gender was just a performance anyway (...). (S. 13)

Walters veranschaulicht, wie eine Stilisierung von *Queer Theory* als ‚hippe‘ Disziplin dazu führt, ‚altmodische‘ Feminismen als überkommen einzustufen.

„Gender Fucking or Fucking Gender?“ (S. 115-129) fragt Stephen Whittle und zeichnet die Entstehung der *trans*-Bewegung mit einem Fokus auf Großbritannien seit den 1960er Jahren nach. Er geht dabei besonders auf institutionelle Hürden ein, die *transgender* und Transsexuelle von Seiten medizinischer und rechtlicher Diskurse zu überwinden hatten und haben, verschweigt aber auch Auseinandersetzungen mit radikal feministischen Positionen nicht. Anhand zweier exemplarischer Texte – Kate Bornstein's Roman *Gender Outlaw* (1994) und Loren Cameron's Fotografie „Self-Portrait“ (1993) – zeigt Whittle, dass *gender fluidity* und *gender fuck*, definiert als „a full-frontal theoretical and practical attack on the dimorphism of gender- and sex-roles“ (S. 117), weder nur im persönlichen noch nur im theoretischen Bereich anzusiedeln sind, sondern dass *gender fuck* gerade an den Stellen entsteht, die die

Grenzen zwischen Theorie und Praxis, zwischen einem Binarismus und dem nächsten, verschwimmen lassen und sie damit nicht länger (er)fassbar machen.

„GenderFusion“ (S. 130-141) betreiben Del LaGrace Volcano und Indra Windh in ihrem von (Unterwasser-)Fotos gerahmten Beitrag, der neben dem *dragkinging* Volcanos Status als „intersex by design“ thematisiert – eine Selbstbezeichnung, die er auf seiner Homepage (<http://www.dellagracevolcano.com>) wählt. Intersexualität wird außerdem im Interview zwischen Peter Hegarty und Charyl Chase zum Gesprächsthema: Als Gründerin der „Intersex Society of North America“ spricht Chase über ihre Erfahrungen als Intersexuelle mit MedizinerInnen, PsychiaterInnen, Familienangehörigen und Beschneidungsgegnerinnen. „Intersex Activism, Feminism and Psychology“ (S. 70-80) verdeutlicht auf erschreckende Weise, wie wenige Fortschritte auf diesem Gebiet seit den 1960er Jahren gemacht wurden, so dass es immer noch gängige Praxis ist „[to] fix the person instead of the category“ (S. 77).

Während *Quer durch die Geisteswissenschaften* einen wichtigen Beitrag zur aktuellen, theoretischen Debatte um die *Queer Theory* leistet, erfüllt der von Morland und Willox herausgegebene Reader seine Funktion als Dokumentation der noch jungen Geschichte der *Queer Theory*. Vor allem die Kombination der Theorie-Aufsätze aus den Jahren 1990 bis 2003 mit künstlerischen Arbeiten wie denen Volcanos und Windhs oder Carol Queens erotischer Erzählung „The Leather Daddy and the Femme“ (S. 40-53), die als literarische Ausführung der Überlegungen gelesen werden kann, die Patrick Califia in seinem Beitrag „Gay Men, Lesbians, and Sex: Doing It Together“ (S. 22-27) präsentiert, wirkt ausgesprochen geglückt. Auch der Reader wartet mit hilfreichen Kurzzusammenfassungen der einzelnen Beiträge auf – allerdings sind diese ganz am Ende des Bandes etwas unglücklich positioniert.

Abschließend bleibt zu konstatieren, dass sowohl *Quer durch die Geisteswissenschaften* als auch *Queer Theory* auf beeindruckende Weise veranschaulichen, was Mandy Merck im „Afterword“ (S. 187-191) zu *Queer Theory* bemerkt: „[Q]ueer has ... moved on. Writing as a scholar with an immense debt to its boldness, originality and capacity for transformation, I cannot yet consign it to the past“ (S. 191). Schenkt man Merck Glauben, so sind wir am ‚Ende von *queer*‘ noch lange nicht angekommen.